

Wir sehnen uns nach Dystopien

„Ein Buch wird nicht schlecht, weil es sich auf eine Serie bezieht“: Caroline Rosenthal, die in Jena Amerikanistik lehrt, erklärt, was es mit dem Erfolg von Margaret Atwoods „Report der Magd“ auf sich hat.

Frau Rosenthal, Sie haben in Kanada die Aufregung um Margaret Atwoods Fortsetzung des „Report der Magd“-Stoffs verfolgt, der als Fernsehserie groß ankam. Die Erwartung einer neuen Dystopie war groß. Am Ende waren die Leser von „Die Zeuginnen“ enttäuscht. Warum?

Alle haben darauf gewartet, dass Atwood noch einmal auf den Punkt bringt, was patriarchale Herrschaft, Populismus, Fanatismus und Umweltzerstörung bewirken können, und dass sie Antworten liefert. Nach der Wahl von Donald Trump war der „Report der Magd“ wieder auf den Bestsellerlisten, die Fernsehserie des Streamingdienstes Hulu, die jetzt im Fernsehen zu sehen ist, wurde ein riesiger Erfolg – und Atwoods Magd zur Symbolfigur: In ihrer Tracht demonstrieren Menschen gegen die Beschneidung der Rechte von Frauen. Die Fans hatten gehofft, dass Atwood jetzt weitere düstere Prophezeiungen liefern würde.

Weil das so gut in unsere Zeit passt? Romane wie „1984“ und „Brave New World“ sind heute wieder erfolgreich, weil sich Menschen in ökologischen und gesellschaftlichen Krisenzeiten nach Dystopien sehnen – und als solche wird unsere Gegenwart ja wahrgenommen. Viele der Entwicklungen vom Klimawandel bis zur Technologisierung sind wenig greifbar. Dystopien führen uns vor, wie schnell der Einzelne in einem datensammelnden System die Kontrolle verlieren kann. Was Verschwörungstheorien bewirken können. Diese Horrorszenerien sind Mahnungen, War-



Bei Margaret Atwood kennt sie sich aus: Caroline Rosenthal Foto Universität Jena

nungen zur Umkehr. CliFi, die sogenannte „Climate Fiction“, ist auch ein Genre, das gerade wahnsinnig boomt. Man verspricht sich davon, dass die Menschheit endlich begreift: Wenn wir alle drei Autos fahren und sechsmal im Jahr in den Urlaub fliegen, wird über kurz oder lang Verheerendes passieren.

Stattdessen hat sie sich gegen eine Dystopie entschieden.

Atwood hat ihre Romane selbst nie Dystopien genannt, sie spricht von „spekulativer Fiktion“. Eine Dystopie ist die überspitzte, übertriebene Vision einer Gesellschaft, die schlechter ist als die Welt, in der wir leben. Ihre Romane hingegen beschreiben Unrechtsstrukturen, die es alle schon einmal gegeben hat oder gegenwärtig gibt auf der Welt. Mit „Die Zeuginnen“ hat Atwood einen Weg aus dem düsteren Szenario gesucht. Während „Der Report der Magd“ beschrieb, wie Terrorregime entstehen können, wenn Menschen zulassen, dass ihre demokratischen Rechte beschnitten werden, soll es nun darum gehen, wie solche Regime zerbrechen. Hier wird Zeugnis abgelegt über einen Unrechtsstaat. Ich finde, das ist keine unkluge Entscheidung. Mit allen Konsequenzen.

Sie meinen die erzählerischen Schwächen.

In Deutschland ist die Linie zwischen Unterhaltungsliteratur und hoher Literatur sehr klar markiert. Weil der neue

Roman nicht so viele literarische Verschachtelungen hat wie sein Vorgänger, fällt die Kritik so negativ aus – als sei es per se schlecht, wenn ein Buch spannend ist. Sicher, „Der Report der Magd“ ist ein Roman, der viel mit historiographischer Metafiktion spielt und Literatur nutzt, um Geschichtsschreibung in Frage zu stellen. Denken Sie nur an die Coda, eine metafiktionale Reflexion, die allerdings auch in „Die Zeuginnen“ wieder auftaucht. Sie verrät uns, dass in der Welt nach Gilead Selbstbestimmung und Diversität wieder eine Rolle spielen. Dennoch macht ein Professor die gleichen schlechten, sexistischen Witze, die wir aus der akademischen Kultur seit Jahrzehnten kennen. Da kann ich nicht ganz verstehen, warum nun von einem „Happy Ending“ die Rede ist.

Anstoß hat auch erregt, dass sich Atwood in ihrem Roman auf die Serie bezieht.

Ich kann das nicht nachvollziehen. Wir leben doch in einer Welt, in der sich Medien immer mehr vermischen. Was ist verwerflich daran, dass sie beide Handlungsstränge fortspinnt? „Die Zeuginnen“ ist Fortsetzung des Romans, greift aber auch Handlungsstränge aus der Serie auf, an der Atwood beteiligt war – eine Art Zwitterwesen. Da ist etwa die Figur der kleinen Nicole, die aus Gilead geschmuggelt wird. Ein Buch muss nicht deshalb schlecht sein, weil es sich auf eine Serie bezieht.

Kann die Serie denn mit Atwoods Erzähltradition mithalten?

Ich halte die Serie für eine extrem gute Umsetzung des Romanstoffs, viel besser als die Verfilmung von Volker Schlöndorff von 1990. Interessanterweise wurde Atwood nach dem „Report der Magd“ dafür angegriffen, dass sie von einer ausschließlich weißen Gesellschaft erzählt. Das gehörte allerdings zur Logik eines puritanischen Systems, in dem alle Minderheiten ausgelöscht wurden. In der Serie hingegen leben auch Schwarze in Gilead, weil der Streamingdienst eine Diversitätsklausel hat. So entwickelt sich der Stoff weiter. Es war mutig, mit „Die Zeuginnen“ mehr als einen bloßen Fortsetzungsroman zu schreiben und die Entwicklungen der Serie und der Rezeption miteinzubeziehen. Und das Wechselspiel wird sich fortsetzen. Die Streamingplattform Hulu hat angekündigt, auch aus „Die Zeuginnen“ eine Serie zu machen.

Was macht eine dystopische Geschichte zeitlos?

Der Literaturwissenschaftler Stephen Greenblatt hat gerade ein wunderbares Buch geschrieben, in dem er die Politik des Tyrannen bei Shakespeare auf heutige Strukturen anwendet. Warum lesen wir heute noch Shakespeare? Weil ihm der Spagat gelungen ist, Probleme seiner Zeit festzuhalten und sie zugleich zu transzendieren, die Grundkonflikte der Menschheit aufzugreifen: Gier, Hass, Eitelkeit, Macht. Das ist ein Merkmal aller großen Literatur. Auch in Atwoods Romanen werden solche menschlichen Grundkonflikte angesprochen. Die Eliten Gileads sind vor allem darauf bedacht, sich gegenseitig auszulöschen. Unrechtsstaaten gehen ein, weil sie sich von innen zersetzen.

Dafür braucht es Handelnde. Atwoods Figuren zeichnen sich nicht gerade durch ihren Tatendrang aus.

Ja. Aber in „Die Zeuginnen“ werden ihre Figuren aktiver. Zu Atwoods berühmtesten Theorien gehört die der „Literatur des Überlebens“ von 1972: Jede Nationalliteratur habe ein bestimmtes Motiv, das sie zur Nationalliteratur mache. Für die Briten sei es die Insel, für die Amerikaner die Grenze. Für die Kanadier das Überleben. In ihrem neuem Roman hat eine Figur eine führende Position in Gilead. Sie erweist sich als gar nicht so systemhörig wie vermutet, aber sie hat sich für das Überleben entschieden. Irgendwann beginnt sie, am Sturz ihres Staats zu arbeiten. Atwoods Figuren sind alle Opfer des Systems, die einen hohen Preis zahlen. Aber sie sind Überlebende.

Was ist mit der Verantwortung der jetzigen Leser und zukünftigen Zuschauer?

Margaret Atwood hat ihren Roman in die Tradition einer Literatur der Zeugnenschaft gestellt. Als Erzählerin eröffnet Tante Lydia eine Verbindung zum Leser, die jedoch immer offenlässt, ob es diesen überhaupt gibt und welche Art von Leser es ist. Wird er sie verdammen? Ihre Lehren aus dem Regime weitertragen? Dieser Roman ist ein Plädoyer fürs Schreiben, für das Berichterstatten und Bezeugen – und für die Sprache, die immer in einem bestimmten Kontext steht.

Caroline Rosenthal lehrt Amerikanistik am Institut für Anglistik/Amerikanistik der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sie verbringt gerade ein Forschungsemester an der University of Calgary in Kanada.

Das Gespräch führte **Elena Witzcek**.



Mit ihr ist wohl auch nicht so gut Kirschen essen: Annabel Scholey lässt als Cantii-Königin Amena ihrem Zorn freien Lauf. Foto Sky

Jetzt nur nicht den Kopf verlieren

In Staffel zwei der historisierenden Fantasy-Serie „Britannia“ geht es wieder zur Sache

Es ist schon recht hübsch hier, bei niedriger Sonne. Die Bäume im Herbstwald, die Hügel des Berglandes, die Felsen am brausenden Meer. Für die Schönheit ihrer Landschaft haben die Bewohner Britanniens allerdings nur noch selten ein Auge, seit der römische Feldherr Aulus Plautius mit 20 000 Soldaten auf der Insel eingefallen ist und sich dabei geschickter anstellt als seinerzeit Cäsar.

Wir schreiben das Jahr 45 – nach Christus, will man hinzufügen, aber das erklären einem auch die Bilder, mit denen die zweite Staffel der schaurig-schrägen Serie „Britannia“ ins Geschehen einsteigt: Fernab von Britannien wird ein bärtiger junger Mann, der seit Stunden am Kreuz hängt, von einem Römer mit einem Schwamm Essig versorgt und schließlich per Lanzenstich in die Seite getötet.

Rund anderthalb Jahrzehnte nach der unschwer zu entschlüsselnden Kreuzigungsszene in Jerusalem, zwei seit dem Einmarsch auf der Insel, regieren die Römer einen Teil Britanniens mit eiserner Hand. Aulus Plautius (David Morrissey, „The Walking Dead“) hat etliche Keltenführer im Griff, die er beim gemeinsamen Bad auf die nunmehr gültigen römischen Götternamen einschwört, und Amena (Annabel Scholey), die aufwendig frisierte neue Königin der Cantii, teilt mit ihm sogar das Bett. Aber seine Herrschaft ist noch längst nicht stabil. Das versucht Aulus auch Kaiser Claudius zu erläutern, der erst mit einem Elefanten in Britannien einzieht, um die Machtzentrale des Plautius

Tag später wie ein getretener Hund zu verlassen.

Die widerspenstigen Kelten haben sich lediglich in den Nordwesten Britanniens zurückgezogen, wo sie rituelle Feste feiern und darauf warten, dass ihrem spitzzahnigen Druiden Veran (Mackenzie Crook) etwas einfällt. Der aber, angeblich 10 000 Jahre alt, sieht bei einem visionären Anfall nur ein uraltes Zeichen, das ganz richtig auf das Erscheinen seines dämonischen Bruders Harka verweist (ebensofalls Mackenzie Crook). Die einzige wirkliche Hoffnung der Kelten, die bereits ohne den Bruderzwist untereinander bis aufs Messer zerstritten sind, ist damit wohl ein Mädchen, das einer Prophezeiung zufolge irgendwann zur Rettung auftauchen und alle ins Licht führen soll.

Der Zuschauer weiß: Das ist die liebliche Cait (Eleanor Worthington Cox). Sie zieht mit dem krausbärtigen Divis (Nikolaj Lie Kaas) durchs Land, einem verstoßenen Druiden, der zum Glück etwas tölpelhaft ist – und verrückt. Das gibt der an grausamen Szenen nicht gerade armen Serie, in der Menschen abgeschlagene Köpfe mit sich herumtragen und noch so viel mehr enthaupet werden, dass später gar ein Katapult mit Häuptern beladen wird, die dringend notwendige Leichtigkeit.

Atmosphärisch ist „Britannia“ durchweg stark. Die Kamera, oft genaug unter eine Drohne gespannt, kann sich an der Landschaft und dem Keltenhippieschnick-schnack ihrer Bewohner gar nicht sattsehen. Der Elektro- wie Orchesterklänge

umfassende Soundtrack, im Intro eingeleitet durch Donovans Psychedelic-Nummer „Season of the Witch“ aus dem Jahr 1966, stammt von „Massive Attack“-Produzent Neil Davidge, und auf der Tonspur liegt unendlich viel Wind, Blätterschnehn, Regen oder auch das leise Schlagen Hundert Schmetterlingsflügel.

Nur darf man kein Historiendrama erwarten, wie es etwa die BBC mit „The Last Kingdom“ über den britischen Kampf gegen Invasoren im 9. Jahrhundert gedreht hat. „Britannia“, eine für Sky und Amazon in der zweiten Staffel von Jez, Tom und John-Henry Butterworth entwickelte Serie, gehört trotz historischer Figuren wie Plautius oder Claudius ins Fantasy-Fach. Und geht dabei wenig subtil, aber erfrischend lässig zu Werke.

Das Cleverste an „Britannia“ ist eine kleine Nebenhandlung, durch die das Warten der Kelten auf eine Erlösergestalt mit dem Geschehen in Jerusalem anderthalb Jahrzehnte zuvor abgeglichen wird: Der römische Soldat, der dem Gekreuzigten damals die Lanze in die Rippen stieß, ist in den vierziger Jahren nämlich ebenfalls in Britannien zugegen und beginnt Schritt für Schritt zu begreifen, dass er Teil einer Geschichte ist, deren Botschaft ihre Wirkung erst noch entfaltet. Während Britannien in grässlichsten Blutorgien versinkt, Bäume brennen, Brüder kämpfen und ein Mädchen weiter seinen Weg sucht. MATTHIAS HANNEMANN

Britannia läuft am Donnerstag um 20.15 Uhr bei Sky Atlantic.

Preis des Fußballs

Das ZDF will sich die Ausstrahlungsrechte an der Champions League zurückholen

Fußballfans können die Endspiele der Champions League von der Saison 2021/22 wieder im frei empfangbaren Fernsehen schauen. In der neuesten Ausschreibung der Fernsehrechte ist nach Informationen der Deutschen Presse-Agentur ein entsprechendes Angebot nur für das frei empfangbare Fernsehen enthalten. Das würde erstmals in rund zweieinhalb Jahren beim Finale in München gelten.

Ob zukünftig noch mehr Partien im frei zu empfangenden Fernsehen zu sehen sind? Die Europäische Fußball-Union (Uefa) wollte sich dazu nicht äußern. Das Wettbieten hat gerade erst begonnen. Die Ausschreibung der Rechte für die Spielzeiten 2021/2022 bis 2023/2024 läuft bis zum 3. Dezember über die Agentur „Team“. Neben den Rechten der Champions League vermarktet die Uefa auch die Europa League und die neu ein-

geführte Europa Conference League. Bis auf die Endspiele sind alle anderen Pakete frei ausgeschrieben – Free- und Pay-TV-Anbieter bieten also direkt gegeneinander. Zuletzt verlor das ZDF ein solches Wettbieten im Juni 2017. Die Champions League läuft zurzeit beim Absender Sky und beim Streamingdienst Dazn. Diese Regelung gilt bis Mai 2021. Die beiden Anbieter haben sich die Rechte für die Champions-League-Spiele aufgeteilt.

Das Interesse des ZDF an der Champions League, für die der öffentlich-rechtliche Sender seinerzeit pro Saison dem Vernehmen nach 54 Millionen Euro aus dem Rundfunkbeitrag ausgegeben hatte, ist ungeboren. „Das ZDF hat sechs Jahre erfolgreich die Champions League übertragen, und wir sind zu vertretbaren Konditionen wieder daran interessiert, allen Zuschauern Spiele auf höchstem europä-

schem Niveau zu zeigen“, sagte Sportchef Thomas Fuhrmann. Interesse signalisiert aber auch RTL. „Natürlich schauen wir uns die ausgeschriebenen Rechte genau an“, sagte Sprecher Matthias Bolhofer. Der frühere Champions-League-Sender war zuletzt wieder mit dem Kauf von Länder- und Europa-League-Rechten ins Fußball-Geschäft eingestiegen und sieht sich damit „gut aufgestellt“.

Sky und Dazn sind derweil auf die Champions League wie auf die Fußball-Bundesliga regelrecht angewiesen. Für die beiden Anbieter, die Anfragen der Deutschen Presse-Agentur zu der aktuellen Ausschreibung nicht beantworteten, gehören die Übertragungen der Königsklasse zu den wichtigsten Verkaufsargumenten. Anfang des Jahres beginnt die Deutsche Fußball-Liga (DFL) mit der Ausschreibung der Rechte an der Bundesliga. dpa/F.A.Z.

Divers ist anders

Die Talkshowkritik kennt kein Maß mehr

In der Talkshow von Frank Plasberg war am Montag das Ende der großen Koalition zu besichtigen. Denn da saßen der CDU-Außenpolitiker Norbert Röttgen und der SPD-Vorsitzendenkandidat Norbert Walter-Borjans nebeneinander und konnten partout nicht plausibel machen, warum sich diese Koalition inhaltlich über die Grundrente und die Frage, ob es diese nun mit Bedürftigkeitsprüfung geben soll oder ohne, derart zerstreut und keinen Kompromiss findet.

Sie redeten und redeten, mit Verve, aber ohne Aggress, und ohne dass die beiden es aussprachen, konnte jeder sehen, warum die Gemeinsamkeiten zwischen den ehemaligen Volksparteien aufgebraucht sind. Sie haben viel erreicht, sind aber derart in taktischen Winkelzügen gefangen, dass es keinen Ausweg gibt, es sei denn, die Bundeskanzlerin gibt den Sozialdemokraten abermals ihren Willen und opfert den Rest Selbstbehauptungswillen der Union. Der Historiker Andreas Rödder rief angesichts der Lage – vorsichtig, wie man es mit zeitgeschichtlichen Analogien sein soll – in Erinnerung, dass die große Koalition im Frühjahr 1930 ebenfalls an einer scheinbaren Petitesse gescheitert war: an der Erhöhung des Beitragssatzes zur Arbeitslosenversicherung um 0,5 Prozent.

Das war eine recht lehrreiche Ausgabe von „hart aber fair“. Noch lehrreicher freilich war die Sendung von vor drei Wochen, in der es – noch unter dem Eindruck des Attentats von Halle – um das Thema Antisemitismus ging (F.A.Z. vom 16. Oktober). In den Augen der „Neuen Deutschen Medienmacher*innen“ aber ist das alles nicht nur nichts wert, sondern nachgerade gefährlich. Was „hart aber fair“ leiste, sei, genauso wie das Wirken von „Maischberger“, „Anne Will“ und „Maybrit Illner“, vielmehr ein Beispiel „für besonders unterirdische Berichterstattung“. Probleme und Konflikte würden hier „immer wieder grob“ überzeichnet, Vorurteile verfestigt und es werde „gegen journalistische Standards verstoßen“.

So begründet die Gruppe, die sich als „Interessenvertretung für Medienschaffende mit Migrationsgeschichte“ versteht und nach eigenem Dafürhalten „für eine ausgewogene Berichterstattung“ eintritt, „die das Einwanderungsland Deutschland adäquat wiedergibt“, und dafür von der Bundesregierung mit mehr als einer Million Euro pro Jahr unterstützt wird die Vergabe ihres Medienpreises „Goldene Kartoffel“ an die Talkshows von ARD und ZDF. Deren Ankündigungen seien „oft reißerisch und mit plumpen Fragen versehen“, die Inhalte förderten Klischees, bei Migrationssthemem zeichneten sie sich durch „Vorurteile und Panikmache“ aus, die Gästewahl sei „häufig diskriminierend“, bestechend sei die „ständige Abwesenheit von Schwarzen Menschen und People of Color“, stattdessen schenkten die Talkshows „Rechtsradikalen und Rassisten immer wieder Sendezeit“. Rassismus werde hier „behandelt wie jeder andere Standpunkt auch“.

Mit dieser Suada, die durch keinerlei Kenntnis gestützt ist, setzen die „Neuen Deutschen Medienmacher*innen“ das I-Tüpfelchen auf die Vernichtungsretorik, der die Talkshows seit geraumer Zeit ausgesetzt sind. Sie gefährdeten die Demokratie, lautet die These, geäußert vor allem seit der Zeit, in der Themen wie die Flüchtlingskrise oder islamistischer Terror auf der Agenda standen, was Meinungsmachern mit ideologisch festgefügtem Deutungsaster, die bestimmen wollen, über was und mit wem geredet wird, nicht passt. Sie gehen die Debattenkultur in den Medien und im öffentlich-rechtlichen Rundfunk mit derselben Masche an, wie es extreme Gruppen zurzeit an den Universitäten tun: Unter dem Banner vermeintlicher Diversität wird Vielfalt vernichtet, im Namen der Inklusion wird jeder exkludiert, der nicht ins nach Herkunft und Hautfarbe entworfene Muster passt.

Maybrit Illner und ihre „Kolleg*innen“ haben auf die Preisvergabe in einem offenen Brief die richtige Antwort gefunden. Sie zählen darin ein paar der bei ihnen geladenen Gäste „mit internationaler Geschichte“ auf und wehren sich insbesondere gegen die Unterstellung, Rassismus und Antisemitismus würden bei ihnen behandelt „wie jeder andere Standpunkt auch“. Diesen Vorwurf weise man entschieden zurück, er gehe „gegen unser Berufsethos, gegen alle persönlichen Überzeugungen“, und man nehme nur die Preise an, „die wir verdient haben“. Die journalistische Freiheit im öffentlich-rechtlichen Fernsehen indes hat es verdient, gegen ideologisch verbogene Kritik verteidigt zu werden. MICHAEL HANFELD